

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 27

Sonntaa den 4. Juli

1915

Nach der Schlacht.

Von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Der Musketier Severin hob ein ganz klein wenig seinen Kopf mit jener Vorsicht, die ihm in dem Schützengraben zu einer Selbstverständlichkeit geworden war.

„Du — war das kalt!“

Unwillkürlich wollte er die Beine an den Leib ziehen, ließ jedoch sogleich von diesem Beginnen wieder ab, da ein stechender Schmerz im linken Unterschenkel ihn daran hinderte.

„Ach ja, Donnerwetter...“ er lag ja nicht mehr im Schützengraben... nein, er lag auf freiem Feld und war verwundet!

Langsam und traumhaft kam ihm die Erinnerung an die Geschehnisse der letzten Stunden zurück: viel Getöse und Geknatter, Kanonendonner, Plagen von Schrapnellern und Granaten, scharfe, heiße Kommandorufe, Sturmangriff... wirres Handgemenge... Aufschreie... Blut... Flüche... fliehende Feinde... Hurra!... ihnen nach...

Ja, und jetzt lag er da, nicht wissend, wo, im Finstern, im Kalten, und anscheinend ganz allein.

Wieder hob der Kriegsfreiwillige den Kopf, diesmal, sich auf den rechten Arm stützend, schon höher, und hielt Umschau.

Er unterschied zunächst nichts als einen finsternen Raum. Allmählich aber hob sich von diesem finsternen Raum eine noch schwärzere Fläche ab, und das war die Erde. Und schließlich entdeckte er, da und dort verstreut, auf dieser Erde klumpenartige Gebilde. Das waren Menschen. Menschen, die sich nicht rührten, die also tot waren.

Das heißt... Severin horchte gespannt auf, denn es war ihm, als habe er ganz in seiner Nähe ein Geräusch vernommen.

Richtig, dort links von ihm bewegte sich einer.

„Se, Kamerad!“ rief Severin, „willst du etwas?“

Eine schwache, fieberhafte Stimme antwortete: „Wasser!“ Da verbiß Severin seinen Schmerz und rutschte, so gut es ging, zu dem, der gekniet hatte.



Zur Vernichtung des italienischen Luftschiffes „Alta di Ferrara“.

Nach einer Zeichnung von Josef Guber. Bei der Rückfahrt von Rom wurde das italienische Luftschiff, das Bomben geworfen hat, von dem überreichlichen Marineflugzeug „L 48“, Führer Vintenschiffstinentant Gloging, Beobachter Seefahrt von Fritsch, in Brand geschossen und vernichtet. Zwei Offiziere und fünf Mann der Besatzung sind gefangenengenommen.

Es gelang Severin, dem Verwundeten den Kopf ein wenig zu heben und ihm so aus seiner Feldflasche etwas kalten schwarzen Kaffee einzustößen.

„Merci,“ dankte der Erschöpfte und holte tief Atem.

„Wieso merci,“ dachte Severin, „ist das gar kein Deutscher?“ Und er griff nach seiner elektrischen Taschenlampe und leuchtete dem anderen ins Gesicht.

Wahrhaftig, es war ein Franzose, und noch dazu ein Offizier. Ein schöner stattlicher Mann, etwa im Anfang der Vierzig, mit feinen, scharf geschnittenen Zügen, nur sehr blaß, mit kaltem Schweiß auf der Stirn und mit Blutflecken auf dem Waffenrock.

Der Franzose lächelte sonderbar. Es war ein Lächeln, das sich gegen alle Schmerzen tapfer durchzusetzen wußte. „Tut es Ihnen leid, mir geholfen zu haben?“ fragte er im reinsten gefäusigsten Deutsch.

Severin empfand einen großen Respekt. „Leid? Keine Spur! Das heißt, es tut mir leid, daß ich nicht mehr für Sie tun kann.“ Und in einer Anwendung von Höflichkeit, die ihm in diesem Augenblick sehr lächerlich vorkam, fügte er hinzu: „Gestatten Sie übrigens: Severin B., Privatdozent!“

„Ah,“ versetzte der Franzose nach einer klei-

„Schwer verwundet?“ fragte Severin.
 Der Franzose zeigte auf seine Brust. „Hier irgendwo oben.
 Eine Kugel. Vielleicht geht es noch einmal. Wer kann es wissen?“
 „Schmerzen?“
 „Es macht sich. Und Sie?“
 „Ach nur am Bein. Nicht der Rede wert. Nur verteufelt kalt.
 Wie?“
 „Ja,“ bestätigte der Franzose mit fiebernder Stimme.
 „Herrgott, Sie klappern ja. Warten Sie, hier haben Sie
 meinen Mantel. Nein, ich brauche ihn nicht. So. Nun bleiben
 Sie schön liegen.“
 Der Franzose lächelte wieder. „Sie sind sehr liebenswürdig.
 Wie soll ich Ihnen danken?“
 Severin wehrte ab. „Keine Umstände. Ich fühle mich ganz
 behaglich.“ Und indem er eine Zigarette hervorsuchte und an-
 zündete: „Jawohl!“
 „Wie, Sie rauchen?“ fragte der Franzose.
 Severin hielt ihm die Schachtel hin. „Wollen Sie sich bedie-
 nen?“
 „Ich bin so frei,“ sagte der Franzose.
 Und mit Hilfe des Deutschen setzte auch er eine Zigarette in
 Brand, behielt sie zwischen den Lippen und tat dann und wann
 einen Zug...

Sie schwiegen beide
 eine lange Zeit.

Die Nacht war un-
 heimlich still und schwarz
 und lag wie ein gött-
 licher Mantel über dem,
 was in ihnen beiden,
 den Feinden, das ur-
 sprünglich Menschliche,
 das Gemeinsame war.
 Ohne daß sie ein Wort
 darüber sprachen, fühl-
 ten sie das beide.

Endlich nahm der
 Franzose das Gespräch
 wieder auf. Aber seine
 Stimme war leiser ge-
 worden. Es war ein
 Ton in ihr, der gar
 nicht von dieser Welt
 schien.

Er fragte: „Haben
 Sie eine Frau? Haben
 Sie Kinder?“

„Nein,“ versetzte
 Severin.

„Ich habe eine Frau.
 Ja. Und zwei Kinder.
 Sie sind noch ganz
 klein.“

„So,“ sagte Se-
 verin.

„Einen Knaben und
 ein Mädchen. Denken
 Sie, wie gut das ist!“

„Gut?“

„Ja, wenn ich sterbe...“ Der Franzose machte eine Pause,
 als denke er nach. Dann fuhr er fort: „Denn nicht wahr? eigent-
 lich kann ich gar nicht sterben, da sie vorhanden sind, die Kleinen.
 Sie bleiben da, sie setzen mich fort. Sie sind Ich... Ach, wie
 traurig wäre es, wenn man jetzt sterben müßte, ohne daß man
 zuvor fertig war. Wissen Sie, die Kinder sind unsere Vollendung.
 Wer sie hat, der ist fertig. Er kann gehen...“

Eine Traurigkeit war in seiner Stimme, die unendlich ergrei-
 fend war, obwohl sie gar nichts Weichliches hatte. Der schöne
 Ernst eines geistig gereiften Menschen klang aus ihr.

„Sie werden nicht sterben, lieber Freund,“ tröstete Severin.

„Doch, mein Braver, ich glaube, daß ich das werde. Es geht
 mir nicht gut. Aber ich bin sehr glücklich, daß ich es so gut getroffen
 habe. Sehen Sie diese Nacht. Wie schön sie ist und wie groß!
 Und dann dieses: daß Sie da sind! Welches Glück!“

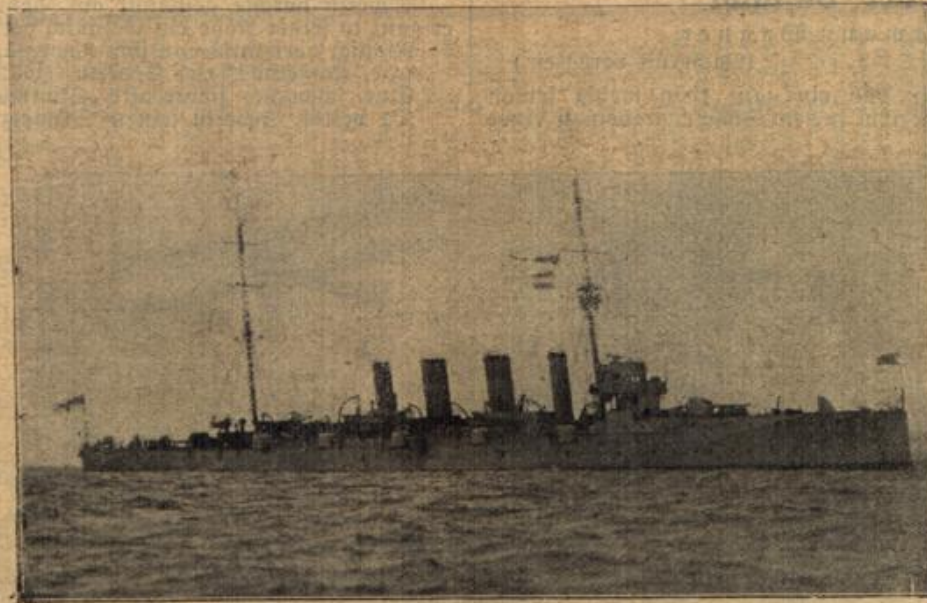
„Ich bitte Sie...“

„Wir Menschen sind einander gar nicht so fremd und so feind,
 wenn wir nur das Band finden, das uns alle eint... Sie werden
 mir eine Bitte erfüllen, mein Lieber?“

„Reden Sie!“

Der Franzose griff an seine Brust. „Hier, in meiner Tasche...
 ist ein Brief. An meine Frau. Er ist adressiert. Wenn es Morgen
 werden sollte, ehe man uns findet, und wenn... Nicht wahr,
 Sie werden ihn bestellen?“

„Ich verspreche es Ihnen.“



Ein englischer Kreuzer der Liverpool-Klasse,
 welcher durch das österreichische U-Boot IV weßlich von San Giovanna di Medua versenkt
 wurde.

„Ich danke Ihnen! Hier, meine Hand! Wenn
 Severin fühlte den Druck einer Hand, die kalt und weß war.
 „Und dann... wenn ich Sie noch um eine Zigarette bitten
 dürfte...“
 Sie zündeten sich beide eine neue Zigarette an.
 Die Nacht schwieg und floß ernst und ehern in die Ewigkeit
 hinüber.
 Die beiden waren nun still.

Es wurde Morgen, ehe Sanitätsoldaten sie fanden.

Severin war steif und halb erfroren.

Man legte ihn auf eine Bahre.

Mit fast lebloser Hand zeigte er auf den toten Franzosen
 neben sich, und sagte: „Bitte, gebt mir den Brief aus der Tasche
 dieses Mannes. Ich habe ihn zu bestellen.“

Und er schloß, als er das Papier besaß, befriedigt die Augen
 und fiel in einen bleiernem Schlaf.

Das Kriegskind.

Skizze von
 Ketha Klitscher-
 Merzenich.

(Nachdr. verb.)

„Hier bringe ich das
 Kätzchen, es ist sehr
 artig, die Damen wer-
 den nicht viel Arbeit
 mit ihm haben. Geh,
 Kätzchen, mach einen
 schönen Knix.“

Langsam nähert sich
 die Kleine der Vor-
 standsdame, blickt sie
 ernst aus großen dunk-
 len Augen an, streckt
 ihr die Hand entgegen
 und macht ihren Knix.
 Die alte Frau sieht be-
 friedigt auf ihr Enkel-
 kind und dann zu der
 Dame hin, die Kätzchen
 leise über die spärlichen
 blonden Haare streicht.

„Wissen Sie, liebe
 Frau Paulsen, eigent-
 lich darf ich ja kein
 Kind mehr aufnehmen,
 da unser Hort schon
 überlastet ist, aber da
 Ihr Sohn im Felde

steht und die Mutter der Kleinen tot ist, wollen wir eine Ausnahme
 machen. Kommen Sie, ich führe Sie in die Spielstube, wo Kätzchen
 viele kleine Gefährten finden wird.“

Über einen weiten Korridor geht es, vorüber an hohen Türen,
 hinter denen laute Kinderstimmen durcheinanderwirren. Zwi-
 schen den beiden Frauen schreitet das Kind mit schnellen kleinen
 Schritten, es blickt einmal ängstlich zur Großmutter auf, die ihm
 leise beschwichtigend zuraunt: „Du bist ja mein braves, großes
 Kätzchen und brauchst dich nicht zu fürchten.“ Zärtlich preßt sich
 die kleine, zarte Hand des Kindes in der verben, knöchigen der
 alten Frau.

Die Vorstandsdame öffnet die letzte Tür: „Frau von Greven,
 sehen Sie sich mal Ihren neuesten Schützling an, es ist die kleine
 Käte Paulsen, deren braver Vater im Osten kämpft.“

Die Angeredete, eine brünette Dame, die von einer Kinder-
 schar umringt ist, macht sich eilig frei und kommt lächelnd auf
 die Kleine zu. „Tag, Herzchen, ei, sieh mal, wie schön das Kind
 knixen kann, willst du nun mit uns spielen und hierbleiben?“

Fragend blickt Kätzchen nach der Großmutter, die eifrig mit
 dem Kopfe nickt.

„Ja, Tante, ich bleibe hier, Großmutterchen aber auch.“

„Gewiß bleibt sie hier; aber hat sie denn auch Zeit?“

Ihr Herzchen schlägt hart, als sie mit stodender Stimme sagt:

„Nein, Großmutter kann nicht bleiben, sie muß ja waschen.“

„Na, siehst du, Kätzchen, aber bald ist es Mittag, und wenn
 es dunkel wird, holt Großmutter dich nach Hause.“

Während Kätzchen von den kleinen Spielgefährten umdrängt
 wird, verläßt die alte Frau auf einen leisen Wink das Zimmer.

Die Kinder sitzen schon auf ihren Plätzen und haben die Augen erwartungsvoll auf die Schüsseln gerichtet.

„Ah, Tante, fein, Milchreis, oh, wie viel Zucker ist drauf, fein!“ Frau von Greven beobachtete Kätschen, das zuerst nicht essen will, aber auf ein freundliches „na, ist schön, Kleinschen“, gehorsam mit ihrer Mahlzeit beginnt. Bei jedem Löffel blickt sie zur Tante hin, und als diese ermunternd ihr zunickt, überzieht eine feine Röte das zarte Gesichtchen, und halblaut sagt sie: „Tante, dich hab' ich lieb.“

Nun errötet die Tante, und ihre Augen schimmern seltsam von unterdrückten verschwommenen Tränen.

Kätschen ist nun schon vierzehn Tage im Hort, und zwischen ihr und Frau von Greven ist eine stille Liebe aufgeblüht. Täglich erwartet das Kind mit Ungeduld die Stunde, wo es, von Großmutter begleitet, den Weg zum Hort antritt. Verspätet sich einmal die Kleine, so ist es Frau von Greven, die immer wieder nach der Uhr sieht und ihren Liebling, der immer zutraulicher wird, herbeisehnt.

Heute ist es fast 11 Uhr, als Kätschen an der Hand der alten Frau sich einfindet.

„Ach, liebe Dame, ich komme nur auf einen Augenblick mit dem Kinde, es hat mich gar so sehr gebeten, aber hierbleiben, nein, das geht heute nicht, ich brauch' ihr zärtliches Herzchen jetzt selber. Fragen Sie Kätschen doch einmal, warum sie das schwarze Schürzchen trägt.“

Tränen ersickten die letzten hervorgeschluchzten Worte.

Die Kleine erzählt, ohne erst auf die Frage zu warten: „Tante, meinen Vater haben die bösen Russen totgeschossen, und nun kommt er nicht mehr heim, sagt Großmutter!“

„Ach, mein armes, liebes Kätschen.“ Ein heißes Mitleid steigt in dem Herzen der jungen Frau auf, und sie drückt das vater- und mutterlose Kind innig ans Herz. Vertrauensvoll fasst Kätschen die Arme um ihren Hals, zärtlich sich anschmiegend.

Die alte Frau schluchzt und jammert weiter: „Was soll aus dem Kinde werden, wenn ich erst die Augen zumache? Wer wird dann noch gut zu ihm sein? Verwandte hat es keine, ach, es bleibt nur das Waisenhaus!“

Als Margarete von Greven gegen drei Uhr in ihr Heim in der Kaiserallee zurückkehrt, ist sie sehr ernst und schweigsam.

Lange steht sie vor dem Bilde ihres verstorbenen Gatten und hält Zwiegespräche mit ihm. Das gültige, kluge Auge ihres Jochems blickt auf sie, und sie vermeint seine Stimme zu hören: „Gretele, tu nur, was dein Herz dir eingibt, es ist schon das Rechte.“ Unruhig wandert sie im Zimmer auf und ab, plötzlich bleibt sie vor einem Kinderbilde stehen. Ein zartes, feines Gesichtchen, aus dem ein paar überlebensgroße Augen ernst und traurig auf Margarete herabsehen. „Mein Liebste“, murmelt sie leise, „meine Hilfe!“ Ein Bittern überfällt sie, eine unendliche Schwäche, sie schlägt die Hände vor die Augen und bricht in schmerzhaftes, bitteres Weinen aus. Sie glaubt, die Stimme wieder zu hören, die ihr die liebste gewesen, und die tröstend sagt: „Gretelein, liebes, vielleicht hast du noch eine schöne Aufgabe zu vollbringen.“ Blitzschnell denkt sie an die kleine Käte, doch schnell, wie der Gedanke gekommen, wird er verworfen. Nein, sie hatte nur ein Kind gehabt, und nur ein Kind sollte ihre ganze Fürsorge und Liebe empfinden haben. In ihrem Schlafzimmer schließt sie sich ein und nimmt in selbstquälerischer Weise aus dem kleinen weißen Schranke, der das Vermächtnis ihres Kindes enthält, die teuren Andenken. — Stundenlang streichelt sie mit zitternden Händen über die

das und schauten im Arm, mit denen ihr Kind gespielt hat. Kätschen leht seit einigen Tagen im Hort, und nun treibt es Frau von Greven, nach der Kleinen, die immer zutraulicher geworden ist, zu sehen. In einem Hinterhause der Uhlandstraße wohnt Frau Paulsen. Drei steile Treppen geht es hinauf, die Tür lüft mit dem kleinen Schild, da ist Kätschens Wohnung. Leise klopf die junge Frau an, als kein hereinruf ertönt, drückt sie die Klinke leicht nieder. Das Öffnen der Tür wird gar nicht bemerkt. Forschend blickt die Besucherin sich um; die Alte liegt im Bett und scheint zu schlafen; auf einem kleinen Stühlchen sitzt Kätschen dürftig bekleidet, ein Umschlagtuch um die Beinchen geschlungen. Nun sieht sie auf, und mit einem leisen Schrei stürzt sie auf Margarete zu.

„Ach, Tante, liebe Tante, Großmutter ist krank und hustet so viel; jetzt schläft sie, und ich bin so allein, Großmutter konnte mich nicht nach dem Hort bringen. Willst du mich mitnehmen? Nein, ich kann nicht kommen, ich muß Großmutter pflegen.“

Mit feuchten Augen betrachtet Margarete die aufgeregte Kleine, das ungewaschene Gesichtchen, die wirren Haare, das nur mit einem Knopfe geschlossene Kleidchen.

„Kätschen, mein armes, hast du denn niemand gehabt, der nach dir und Großmutter gesehen hat?“

„Nein, Tante, Großmutter sagte, sie will niemand haben, und den Brotbeutel und die Milch hole ich allein herein. Feuer hat Großmutter gemacht, und ich lege immer ein Bröckchen nach, dann ist's warm.“

Die alte Frau stöhnt auf, mit leisen, raschen Schritten nähert sich Margarete dem Bette.

„Meine gute Frau Paulsen, was kann ich für Sie tun?“

Die Kranke seufzt. „Ach, liebe Dame, Sie sind gekommen; das ist lieb und gut.“ Ein schmerzlicher, bitterer Blick, in dem eine leise Hoffnung leimt, trifft Margarete.

„Liebe Frau Paulsen,“ sagt sie tröstend, „ich will und werde für Kätschen sorgen, sie soll es gut bei mir haben.“

„Versteh ich recht? Wollen Sie Kätschen zu sich nehmen, wenn ich nicht mehr bin. Mein Liebling wird nicht ins Waisenhaus kommen?“ Tränen stürzen aus ihren Augen, und noch bevor es Margarete verhindern kann, drückt die Kranke einen Dankeskuß auf ihre Hand.

Das Letzte ist vorüber. Die alte Frau ruht nun aus von der schweren Last des Lebens. Die wenigen Menschen, die bei dem Begräbnis zugegen waren, haben

den Kirchhof verlassen. Kätschen steht allein mit Frau von Greven an dem Grabe ihres Großmütterchens und streut Rosen über den frischen Hügel.

„Kätschen, nun freut sich Großmutter aber über all die Blumen.“

Selbst bewegt nicht ihr Margarete zu.

„Kätschen, liebes Kätschen, nicht weinen, ich hab dich doch so lieb!“ Fest umschlingen die kleinen Arme ihren Hals, und ein frischer, weicher Mund, küßt sie zärtlich. Innig preßt Margarete das Kind an sich: „Ja, wir wollen uns lieb haben, wir haben ja beide sonst niemand mehr.“

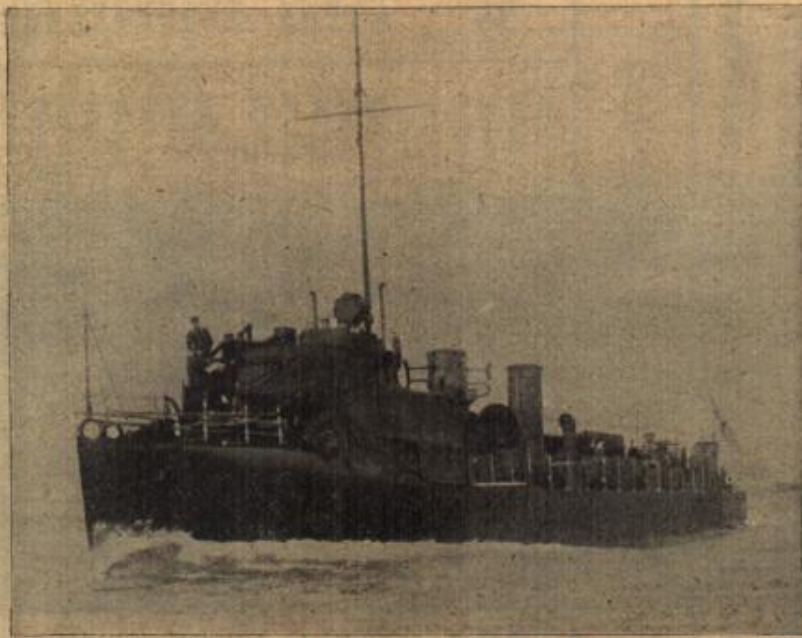
Und ihre Gedanken fliegen hin zu dem einsamen Soldatengrab im Ofen. Leise murmelt sie:

„Schlafe ruhig, du Held, ich halte dein Kind und behüte seinen Lebensweg!“

Es klingt wie ein Schwur von den Lippen der ersten Frau, und zwei Tränen fallen auf das Köpfchen ihres Kriegskindes.

Spruch.

Was man nicht kann hassen
Und noch weniger lassen,
O Herz, da ist kein Mittel geblieben,
Als von ganzer Seele lieben!



Das in den Grund gebohrte englische Torpedoboot Nr. 12.

Am 11. Juni wurden zwei englische Torpedoboote durch ein deutsches U-Boot in den Grund gebohrt.



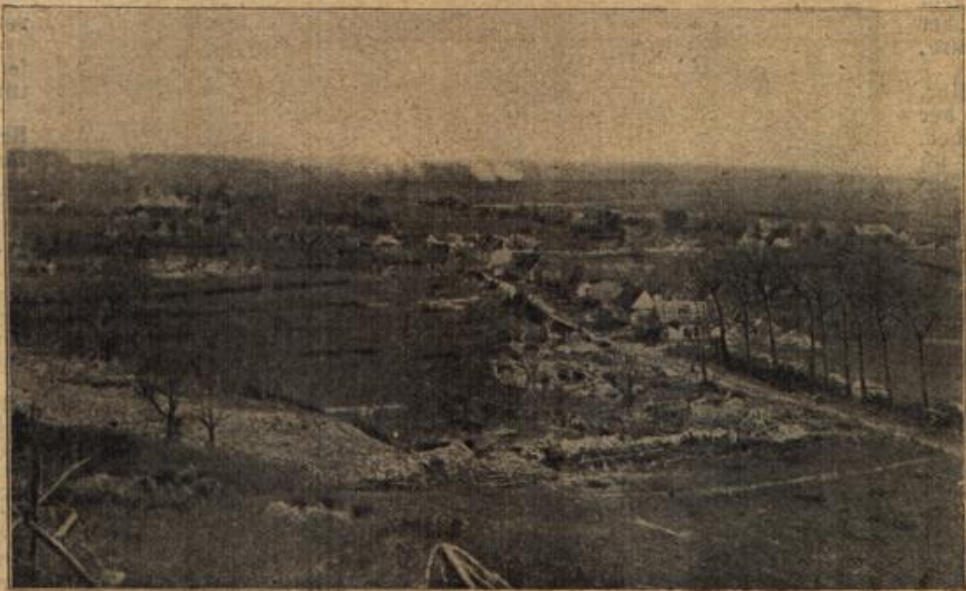
(Nachdruck verboten.)

Mehr als sieben Jahrhunderte sind vorüber, seitdem der Grund zu der deutschen Kultur in den Ostseeprovinzen gelegt ward. Zwar führen die Spuren der ersten Verührung Deutschlands mit dem Livenlande in eine noch frühere Zeit: schon um 1159 wurden deutsche, und zwar bremische Kaufleute auf ihrer Fahrt nach dem auf der Insel Gotland belegenen Stapelplatze Wisby an die Mündung des Dünaströmes verschlagen, aber erst das Jahr 1186 läßt sich als dasjenige bezeichnen, in dem der christliche Glaube und der deutsche Geist Wurzel zu schlagen begann in dem jungfräulichen Boden des alten Livland.

Im Jahre 1186, als das Eis des Winters geschmolzen war und die Erde sich mit neuem Grün bedeckte, da brach auch der Frühling der christlich-germanischen Kultur für die Ostseeprovinzen an. Meinhard, der Kanonikus von Segeberg, schiffte durch die Fluten der Düna als der erste Befeherer der Ostseeprovinzen, der Apostel der Liven. Nicht zur Eroberung des Landes kam er, nicht um die Eingeborenen unter das harte Joch des Schwertes zu beugen, nein, von dem reinen Geiste der christlichen Liebe beseelt, gab er die sichere Heimat auf, um den wilden Völkern die Wohltaten des Evangeliums zu spenden. Mag auch in späterer Zeit das Wort Gottes öfter mit dem Schwerte als mit der Zunge gepredigt worden sein, — die ersten Anfänge der christlichen Kirche in den baltischen Provinzen bieten uns ein Bild des heiligsten Friedens, der schönsten Selbstaufopferung für eine erhabene Sache.

„Meinhard ist lediglich um Christi willen und nur des Predigens halber nach Livland gekommen,“ schreibt Heinrich, der bekehrte Letzte, einer der ältesten und wahrhaftigsten baltischen Chronisten. Und Arnold von Lübeck sagt: „Die Urheberschaft der Bekehrung gebührt Herrn Meinhard, einem Kanonikus aus Segeberg, den die göttliche Beredsamkeit entflammete, daß er dem heidnischen Volk den Frieden Gottes verkündete und es allmählich mit dem Feuer des Glaubens entflammete und durchschwärmte.“

Mancherlei erzählen uns die Chronisten aus dem Leben und Wirken des Mannes, auf dessen verkürzter Gestalt unsere Blicke pietätvoll haften bleiben, wenn wir den Anfängen der deutschen Geschichte der Ostseeprovinzen nachforschen. Bei dem Dorfe Ukskola (Ukskola heißt im Estnischen ein Dorf), dem heutigen Uexküll, stieg er aus der Düna ans Land und hier begann er sein Werk, in dem er von dem russischen Fürsten Wladimir von Polozk, der von den Liven einen Zins erhob, die Erlaubnis zu seinem Befeherungswerke erlangte. Es gelang ihm auch bald, einige angesehenere Männer aus dem Lwenvolke für sich zu gewinnen, und mit ihrer Hilfe sowie mit der einiger ihm vom Erzbischofe Hartwig II. von Bremen gesandten Wertmeister baute er im Jahre 1186 in Uexküll die erste christliche Kirche der Ostseeprovinzen. — Aber Meinhard war seinen Täuschlingen nicht nur ein geistlicher Beistand. Als die Litauer ihrer Gewohnheit gemäß einen Einfall in das Livenland machten und viele aus diesem Volke mit sich fortnahmen, da raffte der Mönch seine Anhänger zusammen, und mit dem Schwerte in der Hand jagte er den Litauern ihren Raub ab. Diese mannhafte Tat gewann ihm manches wilde Herz, und als er sich bereit erklärte, den Liven auch fernerhin gegen feindliche Angriffe Beistand zu leisten und ihnen Burgen zum Schutze aufzubauen, wenn sie dem Christentum treu bleiben wollten, da versprachen sie ihm gern, diese Bedingung anzuhalten, und Meinhard ließ Maurer und Steinbauer aus Gotland kommen und erbaute in Uexküll die erste baltisch-deutsche Burg. Die Litauer versuchten bei ihrem nächsten Raubzuge vergeblich, die feste Burg mit Schiffstauen niederzureißen, da ihnen die bindende Kraft des Mörtels unbekannt war. Unermüdlich wirkte Meinhard in seinem heiligen



Die Kämpfe bei Notre Dame de Lorette.

Das Gesamtbild des Kriegsschauplatzes im Süden der Lorettoböhe, Carency und der Weg von Villers au Bois nach Souhes.

Quartierung von Seiten seines geistlichen Vorgesetzten ward. Papst Clemens III. bestellte ihn auf Verlangen des Erzbischofs von Bremen, Hartwig II., zum ersten Bischof von Livland. Zugleich verfügte dieser Papst, daß das Bistum Uexküll dem Erzbistum Bremen untergeordnet sein sollte.

In seinem heiligen Werke wurde Meinhard von dem Zisterziensermönche Theodorich oder Dietrich unterstützt. Dieser wirkte in der Treidenischen Gegend (im mittleren Teile der heutigen Provinz Livland), wo er ein Stück Landes bebautete. Als aber 1189 ein lange währender Regen die Felder der Liven verwüstete und Theodorichs Acker allein verschont blieb, ward er von einem heidnischen Priester für einen Zauberer erklärt, der den Göttern geopfert werden müsse. Diese wurden befragt, indem man eine Lanze unter die heilige Eiche legte und das weiße Pferd, welches den Willen der Götter verkündete, über die Lanze treten ließ. Das Pferd trat jedoch mit dem linken, d. h. mit dem Lebensfuße über diese und Theodorich wäre schon jetzt gerettet gewesen, wenn der Priester nicht erklärt hätte, der Christengott sehe unsichtbar auf dem Rosse und lenke dasselbe. Man peitschte den Rücken des Pferdes ab und begann die Prozedur von neuem. Aber das Pferd trat abermals, mit dem linken Fuße über die Lanze. Auf diese Weise entging Theodorich dem Schreden des Opfertodes. Die gefährliche Zeremonie trug vielmehr dazu bei, das Ansehen des Mönches zu heben, denn bei dieser Gelegenheit ließen sich zum ersten Male einige Personen des weiblichen Geschlechts

taufen, das noch um ein Bedeutendes fester an dem alten Glauben hing, als das männliche.

Trotz derartiger günstiger Ereignisse sollte das Befeherungswerk dennoch nicht ungehemmt seine Bahn gehen. Die Liven wuschen das Wasser der Taufe mit dem Wasser der Düna wieder ab, ja sie trugen sich mit dem tödlichen Plane, ihren geistlichen Hirten Meinhard umzubringen. Dieser erhielt von ihrer Absicht Mitteilung und zog sich in seine Burg zu Uexküll zurück. Von hier sandte er seinen treuen Genossen Theodorich nach Rom, um den Papst von der gefährlichen Lage seines Bischofs zu benachrichtigen. Aber nur durch Anwendung einer List konnte sich Theodorich aus dem Lande entfer-

nen, denn die Liven fürchteten, er werde mit bewaffneter Macht zurückkehren. Schon Meinhard hatten sie einmal durch trügerische Versprechungen bewogen, eine frühere sichere Reise aufzugeben. Theodorich gab sich das Ansehen, als reite er zu einem Kranken. Mit Gebetbuch und Weihwasser entfernte er sich aus dem Lande und soll auch glücklich in Rom angelangt sein. Der damalige Papst Celestin III. versprach die Uexküllsche Kirche zu schützen und predigte einen Kreuzzug nach Livland. Meinhard erlebte jedoch die erwünschte Hilfe nicht mehr. Vom Alter gebeugt und seinem Tode nahe, ließ er die Ältesten des Volks vor sein Sterbelager treten, ermahnte sie herzlich und väterlich, dem christlichen Glauben treu zu bleiben, und schied aus dem Leben im Jahre 1190.

Wohl schien sein Werk schon unter seinem Nachfolger Berthold, der von den Liven in Stücke gerissen ward, zu zerfallen, aber Bischof Albert I., der Eroberer, fügte es mit machtvoller Hand wieder zusammen. Nicht nur Kirchen und Kapellen erhoben sich unter seiner Herrschaft, sondern auch zahlreiche Städte und Burgen, und wo die Stimme der Glocken nicht ausreichte, das trostige Heidentum zu seinem Erlöser zu rufen, da tat es das deutsche Schwert, und mit Panzer, Schild und Speer schaffte der heldenfähige Mann dem Kreuze Ehrfurcht und dem deutschen Namen Achtung.

Albert gründete die später so mächtige Hansestadt Riga, er gründete auch den Schwertbrüderorden zum Schutze des eroberten Landes. Aber kaum war die Eroberung vollendet, kaum die äußere Ruhe notdürftig hergestellt, da loderte auch schon der innere Zwist in hellen Flammen empor. Bischof und Orden rangen miteinander um die Oberherrschaft, nur ein loederes

Polen und Russen, und nur die Berechtigung mit dem Deutschen Orden vermochte den Schwertbrüderorden zu halten.

Jahrhunderte saßen an uns vorüber. Schon droht der Ordensstaat zu zerbröckeln, da rafft sich der entnervte Orden, der fränke Löwe, noch einmal vom Sickenlager auf, und sterbend schlägt er die mächtigen Taten dem feindlichen Feinde ins Antlitz.

Glänzend besiegte Walter von Plettenberg die zehnfache Übermacht der Russen in zwei unvergeßlichen Schlachten (1501 und 1502), daß sie fünfzig Jahre nicht wieder zurückzulehren wagten. Ruhmbedeckt kehrt der Meister aus dem blutigen Schlachtengetümmel in die Heimat zurück. Die gewaltige Persönlichkeit Plettenbergs vereinigt noch einmal die auseinanderfallenden Teile des livländischen Staatengebildes. Der Landtag zu Wolmar-Nutzen bietet ihm Livland als weltliches Fürstentum an. Plettenberg schlug die angegebene Fürstenwürde aus. In der Ordens-

batthische Land zu retten, aber die Liebe zum alten Vaterlande erlöschte, und in „Privilegien“ bedangen sie sich von ihren neuen Herren deutsche Sprache, deutsche Verwaltung und deutsches Recht aus.

Gustav Adolf entriß das von den Polen mißhandelte Livland der meineidigen polnischen Krone. Bessere Zeiten schienen für diese Provinz unter schwedischer Herrschaft zu beginnen, als Karl XI. seine verächtlichen Güter-Reduktionen ins Werk setzte und die Landesprivilegien vernichtete. In Johann Reinhold Patkul erstand den baltischen Gauen ein unermüdlicher Vorkämpfer, der aufs eifrigste für ein Bündnis zwischen dem Zar Peter von Rußland und August II. von Polen wirkte. Und wenn auch Patkul selbst sein Leben als Märtyrer auf dem Rade aushauchte, so brauste doch der große nordische Krieg über die Fluren der Ostseeprovinzen, und im Frieden von Njstädt 1721 wurden Livland und Estland



Zerspaltene Eisenbetonblöcke am Fort 11 von Przemysl, die die furchtbare Wirkung unserer schweren Artillerie zeigen.

Kirche zu Wenden, auf einem Stuhle vor dem Altare sitzend, tauschte der greise Meister den kurzen, irdischen Frieden gegen den ewigen.

Mit freundlichem Strahle hat die Sonne der alten Zeit von den Ostseeprovinzen Abschied genommen. Jetzt geht sie unter. Der fürchterliche Ivan IV. überflutet mit seinen asiatischen Gorden das baltische Land. Russen, Polen, Schweden und Dänen stürzen wie die Geier über den Leichnam des toten Löwen. Jeder will etwas aus dem Schiffbruche für sich gewinnen. Und in der Tat, es ist ein Schiffbruch, ein unerhörter Untergang, den der ehemalige livländisch-deutsche Staat jetzt erlebt. Ein zuchtloses, verdorbenes Geschlecht vollendet das grausame Werk des Feindes durch Verrat und schamlose Selbstsucht. Als es wieder heller wird, — da sind aus dem alten Livland drei Provinzen, da ist Estland schwedisch, Livland polnisch, Kurland polnisch-lehensherzogtum geworden.

Da sehen wir Gotthard Kettler, den letzten Ordensmeister, der im Begriffe ist, erster Herzog von Kurland zu werden, das Ordenskleid ablegen und dem Bevollmächtigten der Krone Polens die Schlüssel der Stadt Riga übergeben. Und da er aufhören muß, Deutschland sein liebes Vaterland zu nennen, da rinnen ihm wie einem hilflosen Kinde die heißen Tränen über die wetherharten Wangen, und die um ihn stehenden Ordensritter verhüllen

russisch und ihre Privilegien völkerrechtlich sanktioniert. Im Jahre 1795 dankte Peter Biron, der letzte Herzog von Kurland, ab und Katharina II. vereinigte das gewesene Herzogtum unter Bestätigung seiner Rechte mit dem russischen Reiche.

Sieben Jahrhunderte haben wir nun durchwandert. Wir haben Städte verwüstet und Völker einander hinhorden sehen, und nur flüchtig sahen wir den holden Frühling die Ostseeprovinzen durchheilen. Nur kurze Frist, und er schüttelte den Staub des baltischen Landes von seinen Füßen und wandte sich zum gehen. Aber wir hörten dennoch nicht das deutsche Wort im Baltentande verhallen, und wenn der Donner des Krieges auf kurze Zeit verstummte, dann hörten wir das deutsche Lied fröhlich im trauten Kreise der Familie erklingen, und wir hörten das erste Wort des Entfels jener alten Ritter und deutschen Bürger in deutscher Sprache stammeln.

Hoffen wir, daß bald ein schönerer Tag für dieses unglückliche Land anbricht und die Morgenröte einer Zeit aufgeht, die an den Enteln reichlich das vergilt, was die Ahnen durchkämpft und die Väter gelitten.



Der Vogel Phönix.

Von O. Schneider.

(Nachdruck verboten.)

Ich, Leopold Hörhammer, 1. 1. Leutnant der Reserve im Infanterieregimente Nr. ... von Beruf Maler, gebürtig aus Wien, 29 Jahre alt, ledig, schreibe hier die Eindrücke nieder, die ich hatte, als ich bei G. in Galizien zum ersten Male in der Schlacht gegen die Russen geriet. Ich wurde in dieser Schlacht durch einen Schrapnellschuß am Kopfe verwundet, in dem Augenblick, als es mir mit meinen Leuten fast gelungen war, bis hart zu den Russen vorzudringen, die, am Rande eines Waldes gut verchanzt, mit ihrem Feuer unsere Reihen dezimierten. Ich fiel als der letzte Offizier meiner Kompanie. Diese Aufzeichnungen mache ich, während ich mich, nahezu schon wieder völlig hergestellt, bei den Eltern meiner Braut in häuslicher Pflege befinde und stündlich meine Rückberufung in die Front erwarte.

Vor allem möchte ich mich einmal ernstlich fragen, ob das, was ich während der heißesten Augenblicke, die die Schlacht brachte, empfand, Furcht war. Wenn ich nun ganz ehrlich gegen mich sein und mich nicht scheuen will, bis in die geheimsten Winkel meines Herzens hineinzuleuchten, dann muß ich bekennen: Ja es war etwas wie Furcht! Aber ich darf hinzufügen: diese Furcht hielt nicht an, ich überwand sie vermöge meines Willens und vermöge meines wiedererlangten Zutrauens zu Gott, in dessen Hände ich mein Schicksal vorbehaltlos legte! Ja, diesen Zusatz darf ich machen. Und ich darf weiter sagen: wenn die Tatsache, daß das animalische Leben des Menschen durch ein Höheres, nämlich durch die Pflicht, die Idee, überwunden werden könne, für mich eines Beweises bedurft hätte, so ist dieser Beweis durch die Erfahrung, die ich an mir gemacht habe, sündenlos erbracht. Denn von dem Augenblicke an, da es meinem Willen gelungen war, sich von allem Engen und Niedrigen der Materie frei zu machen und sich mutig und kraftvoll der Idee zuzuwenden, war eine Gehobenheit in mein Dasein gekommen, mit deren Reinheit, Vollkommenheit und Schönheit sich nichts vergleichen läßt, was außerhalb existiert. Ich war früher ein schüchtern Mensch, der vielfach unter einer gewissen Menschenfurcht litt. Heute bin ich furchtlos. Und ich weiß, daß, wenn es mir noch beschieden sein sollte, in diesem Kriege zu fallen, ich doch mein Leben in seinen letzten und höchsten Möglichkeiten voll ausgelebt hätte.

Die Umwandlung von einem unentschlossenen, zaghaften Menschen zu einem in edlem Sinne furchtlosen Soldaten vollzog sich in mir, nachdem ich mit Glück eine Situation überstanden hatte, in deren Verlaufe ich nervenstarke, wetterharte Männer hatte zu bleichen Schatten werden sehen. Die Einzelheiten dieser Situation haften noch in blassen Umrissen in meinem Gedächtnis, wie ein ferner Traum. Was ich von ihnen noch weiß, will ich hier mitteilen:

Es war in den ersten Nachmittagsstunden. Meine Kompanie war noch nicht im Gefecht gewesen, nun aber erhielt sie den Befehl, ein Gehölz zu besetzen, und so marschierten wir los. Neben uns, in derselben Richtung, bewegte sich Artillerie. Und plötzlich — die Russen mochten das Vorhandensein unserer Kanonen erkundet haben — platzten über uns die ersten Schrapnells.

Der, der den sonderbaren Gesang dieser Dinger einmal erlebt hat, wird ihn nie wieder vergessen. Es ist von einer aufregenden Spannung, ihm zu lauschen. Zuerst vernimmt man nichts, als entfernten dumpffeierlichen Donner. Dann folgt jenes streichende, sauchende Singen, das die, die es noch nicht gewöhnt sind, atemlos aufblicken läßt. Und dann gibt es den erlösenden Krach. Ein kurzes Aufblitzen. Ein wunderschönes weißes Wölkchen wölbt sich

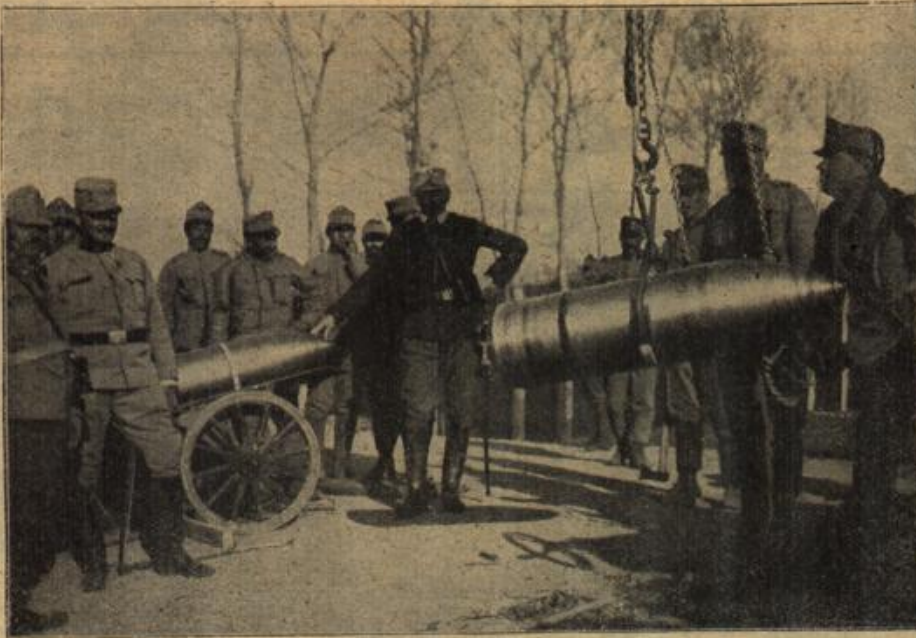
am Himmel. Und man starrt auf das Wölkchen bis es sich wieder auflöst. Solche Schrapnells plachten jetzt zu Dutzenden in unserer Nähe. Es war, als ob die Hölle ihren Rachen geöffnet habe, bereit, uns alle zu verschlingen. Eine infernalische Musik hub um uns an: in einem wirren Durcheinander ferner Donner, Sauchen und Krachen. Ein neuer, uns ganz fremder Krach legte sich um unsere Sinne. „Vorwärts!“ kommandierte unser Hauptmann, „in das Gehölz!“ Es war der letzte Befehl, den er gab. Während wir unserem Ziele zustrebten, mit klopfendem Herzen, ein brennendes Rot vor unseren Augen, sah ich noch, wie er fiel. Nun hatte ich den Befehl. „Vorwärts!“ nahm ich des Hauptmanns Kommando auf. Unsere Artillerie hatte sich schon längst hinter dem Gehölz aufgestellt, und als wir die ersten Bäume erreichten, krachte es schon aus den Schläunden ihrer Kanonen. „Gott“, dachte ich, „wie gut, daß wir da sind!“ In demselben Augenblick aber, da ich um mich sah, erstarrte ich bei dem Augenblick, der sich mir bot: alle meine Leute, die zwei rangjüngeren Reserveleutnants inbegriffen, waren auf die dichtsten Bäume zugestürzt und umarmten diese krampfhaft, aus dem instinktiven Bestreben heraus, sich Deckung zu verschaffen. Aber uns sauchte und krachte es weiter, die Äste knackten und es hagelte Eisen. „Soll ich es“, ging es mir durch den Kopf, während ich einen dicken Baumstamm ins Auge faßte, „soll ich es ebenso machen?“ Aber ein Gefühl, das in diesem Moment nur Eitelkeit war, hielt mich davon ab, es zu tun. Ich warf mich im Gegenteil platt auf die Erde, zog ein Buch aus der Tasche und begann zu lesen...

Man sagte mir später, daß wir, zur Untätigkeit verdammt, eine volle Stunde in dieser Situation ausgeharrt hätten. Mir selbst war jedes Maß für die Zeit abhanden gekommen. Und ich frage mich jetzt: werde ich jemals instande sein zu beschreiben, was damals in mir vorging? Heute mutet mich das alles geradezu als ein Erlebnis an, das vor meiner Geburt liegt. In dunklen, verschwommenen Umrissen erkenne ich nur das folgende:

Mein erstes Gefühl, während es über mir prasselte, um mich einschlug, sagte mir: nun mußt du sterben! Und eine seltsame warme Schwäche kam mich an. Tausende Einzelheiten aus meinem Leben rasten durch mein Gehirn, ich sah meine Eltern, meine Geschwister, meine Lehrer, meine Freunde, meine Braut.

Und mitten in diesen Bildern überfiel mich die Frage: „Fürchtest du dich vielleicht?“ — „Nein, ich bin Soldat!“ — „Und gibst du gern dein Leben hin? Und wofür?“ — „Ja,“ antwortete es in mir mechanisch weiter, „ich gebe es gern hin, denn ich gebe es fürs Vaterland!“ — Allein in das rein Mechanische dieses Denkens kam plötzlich ein sonderbares Glänzen. „Höre,“ rief irgendwoher eine Stimme, die mir die Gottes schien, „was war dein Leben bisher wert? Womit hast du dich verdient gemacht? Was hast du Gutes getan? Sprich!“ — Und weiter: „Bist du ein Mann? Lebt ein Wille in dir, der stark genug ist, dieses armselige Dasein für ein hohes Ziel einzusetzen? Und kennst du dieses Ziel? Weißt du, daß es die Überwindung deiner selbst ist?“ — Durch meine Bruit ging das Brausen Tausender Orgeln. Ich hörte den Gesang von Millionen jubelnder Menschen. Und eine Stimme rief: „Du Vogel Phönix!“ Ich schleuderte das Buch fort und sprang auf. Eine Ordonnanz kam herangesprengt. Sie wies auf einen Wald, ungefähr einen halben Kilometer links von uns, und rief: „Aus-schwärmen! Angreifen!“

Das, was nun folgte, haftet ebenfalls nur als ein Bild wirren Durcheinanders in meinem Gedächtnis. Was ich hunderte Male im Frieden mit meinen Leuten geliebt hatte, das führte ich jetzt praktisch aus, und zu meiner Verwunderung klappte alles bis auf die letzte Einzelheit. Wir gingen in einer langen Linie sprunghaft vor, warfen uns nieder, suchten hinter allem, was gerade da war, Deckung und schossen. An das Krepieren der Schrapnells über uns hatten wir uns schon gewöhnt. In dem Walde, auf den



In den Siegen in Galizien:

Die Geschosse der österreichisch-ungarischen 35,5 Wörfer.

Sprüche.

Wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast, dann lob ich dich, weil alle noch nicht gut sind. Wenn du es auch verschweigst, doch schäme dich nicht, daß du Feinde hast — wer Feinde nicht vertragen kann, ist keines Freundes wert.

Vor echter Begeisterung, vor schönem, schlichten
Todesmut verstummt jeder Spott.

Die deutschen „Barbaren“. Was haben unsere Feinde nicht alles über uns deutsche „Barbaren“ geschrieben! Hunnen, Vandalen usw., und dann haben sie das liebliche Wort „Boche“ erfunden, dessen Bedeutung und Herkunft eigentlich niemand kennt, das aber im Volksmund auf alle Fälle „ein ganz gemeiner Kerl“ bedeutet. Daß die Anschuldigungen gegen die deutschen Soldaten lediglich Verleumdungen sind, weiß jeder. Es ist aber ganz gut, daß uns hier und da so ein Bildchen von den deutschen „Barbaren“ in Feindesland zugeschickt wird, wie wir hier eins bringen. Die deutschen Soldaten erweisen sich in den besetzten Ländern überall nützlich; sie haben die Acker bestellt und nehmen sich sogar der Kinder liebevoll an. Viele Tausende dieser Kinder werden dereinst noch gern an die deutschen Soldaten zurückdenken.

Aus Przemysl deutscher Vergangenheit. Die Freudenbotschaft von der Wiedereroberung Przemysls durch reichsdeutsche Truppen lenkte unsere Aufmerksamkeit von neuem auf die altslawische Stadt, die, von Ruthenen gegründet, im ruthenischen (kleinrussischen) Gebiet liegt, und die seinerzeit hervorragende Bedeutung im Königreich Polen gehabt hat. In der neuesten Zeit gehört sie zu den Städten, in denen Polen und Kleinrussen besonders lebhaft miteinander um den beherrschenden Einfluß gerungen haben. Was nicht überall bekannt sein dürfte, ist der Umstand, daß Przemysl von jeher einen nicht unbedeutenden Einschlag deutscher Bevölkerung gehabt hat, und daß auch die Geschichte des galizischen Deutschtums zu dieser Stadt in mannigfaltiger Beziehung steht. Schon im 14. und 15. Jahrhundert gab es in Przemysl zahlreiche Deutsche. Prof. Dr. Raimund Kaindl erwähnt in seiner Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, daß in Przemysl schon in jener alten Zeit eine ganze Reihe deutsche Bürger waren. Am Ende des 14. Jahrhunderts war Przemysl der Bischofsitz Ericks von Winsen, in dessen Umgebung sich deutsche Geistliche befanden, und der jedenfalls selbst ein Deutscher war. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde vom Domkapitel Przemysl der Beschluß gefaßt, daß sämtliche in dieser Diözese angestellten Geistlichen der deutschen Sprache mächtig sein mußten und das Wort Gottes in dieser Sprache zu verkünden hatten. Schon im Jahre 1389

hatte auch die Stadt Przemysl deutsches Recht erhalten, und es ist anzunehmen, daß ähnlich wie Krakau und Lemberg auch Przemysl bis in das 16. Jahrhundert hinein eine wesentlich auf dieses Recht gegründete Stadtverwaltung besaß. Später hat auch in Przemysl, wie in vielen anderen galizischen Städten, das Deutschtum den polonisierenden Einflüssen weichen müssen. Ganz ist das deutsche Element aber doch nicht verdrängt worden. Als Przemysl zu Österreich kam, gelangten natürlich gar rasch wieder eine große Zahl von deutschen Beamten, Kaufleuten und Handwerkern in die Stadt. Aber von besonderer Bedeutung für die Erhaltung und Erstarkung des Deutschtums war es jedenfalls, daß die österreichische Regierung Przemysl zu der größten und stärksten Festung der Monarchie ausbaute. Da die Armeesprache deutsch ist, so wurde durch die sehr zahlreiche Garnison die deutsche Umgangssprache sehr gefördert, und so kommt es, daß noch heute Przemysl zu den



Die deutschen „Barbaren.“

galizischen Städten gehört, in denen man auch auf der Straße, in den Kaffeehäusern und im Geschäftsleben vorwiegend die deutsche Umgangssprache hört.

Das Erkennungszeichen. Irgendwo in Polen war es. Eine Patrouille war ausgeschiedt worden, um die feindliche Flankstellung zu erkunden. Nach längerem Marsch bemerkte die kleine Abteilung an einem Waldstreifen jenseits einer breiten Lichtung ein paar Soldaten. Man ging sofort in Deckung. Die drüben taten das gleiche. Unmöglich zu erkennen, ob dies nun Freund oder Feind war. Da meinte der Unteroffizier: „Kinder, die Chose ist faul. Einer von uns muß sich so weit in die Lichtung vorwagen, daß er herauskriegt, was da drüben für Kerle sind. Wir werden eben losen. Wen das Los trifft, der muß in den sauren Apfel beißen, vielleicht gar ins Gras.“ Und das Los traf den Einjährigen M. . . Er war nicht sonderlich entzückt von der Aufgabe. Aber da es denn sein mußte, — wer in den Krieg zieht, hat allemal mit dem Leben abgeschlossen. Da durchblitzte sein Hirn ein Gedanke. Schließlich, sterben konnte er doch allemal. Und er fing laut zu singen an:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . .
Und vom Waldbrand Klang es wieder:
„Wie Schwertgeklirr und Bogenprall . . .“
Die drüben waren nämlich Österreicher.
„Wer Ungeziefer hat, trete vor.“ In einem russischen Dorfe ließ ein deutscher Hauptmann seine Kompanie antreten und befahl: „Wer Ungeziefer hat, trete vor!“ Zaudernd taten dies drei Mann. Der Hauptmann lachte. „Was, Kerls, schämt euch wohl? Ist's denn ein Wunder, wenn man Läuse kriegt, wo tags zuvor die Russen gelegen haben?! Ich bin gänzlich verlaugt! — Also: Wer Ungeziefer hat, trete vor!“ Und wie ein Mann trat die ganze Kompanie vor.

Als Hindenburg noch Divisionsgeneral war, wurde für ihn bei einem Manöver einstmals in einem kleinen Bauerngutshof Quartier belegt. Am Abendritt Hindenburgs wurde voraus und kam zu dem Bauern: „Bitte um das Quartier für Erzellenz von Benedendorf und Hindenburg!“ sagte der Soldat. „Nanu?“ fragte der Bauer, „jetzt kommen auf einmal zwei? Hier ist doch bloß für einen General Quartier bestellt!“

Die Lutsen-Suppe. Der verstorbene Begründer eines berühmten Weinstolks in A. war ein wegen seiner Originalität bekannter Herr. Einst saß er mit einer Gesellschaft an einem Tisch in seinem eigenen Lokal. Die Damen studieren die Speisekarte. Plötzlich fragt eine von ihnen: „Ach bitte, hier steht Lutsen-Suppe. Was ist das?“ Der alte Herr, schlagfertig wie immer, sieht auf: „Aber, gnädige Frau! Sie kennen keine Lutsen-Suppe? Diese wunderbare Suppe?“ Dann ruft er einen Kellner heran: „Bringen Sie sofort eine Lutsen-Suppe!“ Der Kellner horcht erstaunt auf, geht aber und kommt sehr schnell wieder mit dem Bescheid: „Verzeihen Sie, das ist 'n Druckfehler, das soll Lutsen-Suppe heißen.“

Unteroffizier (bei der Schießübung der neuen Rekruten): „Schießen Sie nur so weiter, Lehmann, schießen Sie nur, — treffen werden Sie niemand! Aber vielleicht lachen sich später ein paar Feinde darüber zu Tode!“

Zu Erwartung. Fremder: „Warum ist hier am Laden des Dorfbaders ein Kranz mit „Willkommen?“ — Einheimischer: „Heute ist Kirchweih, da wartet der Bader auf die Bauern, zum Verbinden.“

Rätsel.

Welch ein hübscher Glaspalast

Ist es, den ich hab' gesehen!

Doch darinnen sitzt ein Gast,

Kann nicht aus der Stube gehen,

Als Gefang'ner eingeschlossen,

Muß von eigenem Fett sich nähren.

Dient uns andern unverdrossen,

Muß sich endlich selbst verzehren.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Abendbröte.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redaktoren: E. Kellen, Bredeneß (Mühl). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Off. u. (Mühl).